

Die Arbeiterin

Zeitschrift

für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Organ aller auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen.

Eintracht macht stark — Bildung macht frei!

Redaktion: Emma Jhrer, Belten (Marf). — Expedition und Verlag: Fr. Meher, Hamburg, Rosenstr. 35.

Erscheint wöchentlich einmal und zwar am Sonnabend.

Annoncen pro Zeile 20 Pfennig. Vereine erhalten Rabatt.

Abonnement pro Vierteljahr 1 Mark, Einzelnummer 10 Pf. Direkt per Kreuzband Mk. 1.40.

Freunde und Freundinnen! Sorgt für die Verbreitung der „Arbeiterin“!

Der Parteitag zu Erfurt.

II.

15. Oktober. Gottfried Schulz, Berlin, Vorsitzender der Kontrollkommission, bemerkte hierauf, daß, trotz aller Anklagen, an die Kontrollkommission innerhalb der letzten 11 Monate nicht eine einzige Beschwerde eingelaufen sei. Die Kontrollkommission habe Kasse und Bücher des Parteivorstandes vollkommen in Ordnung gefunden und beantrage er daher im Namen der Kontrollkommission, dem Parteivorstande Decharge zu erteilen.

Werner, von der Berliner Opposition, verwahrt sich gegen die Behauptung, daß eine Opposition als solche bestände. Er habe nur einzelne Personen des Parteivorstandes angegriffen. Wildberger-Berlin behauptete, daß einem Abgeordneten 5000 Mk. gegeben seien, um zwei Schuldner bezahlen zu können. Bebel erklärte, diese Beschuldigung beruhe darauf, daß der Vorstand einen in Noth gerathenen Abgeordneten 2500 Mk. gegen Sicherheit geliehen habe. Bebel forderte sodann Wildberger auf, seine Verleumdungen zu beweisen, andernfalls würde der Parteitag Maßnahmen treffen. An der Debatte beteiligten sich noch Meißner-Köln, Petro-Berlin, Jacobei-Berlin, Frohme, Veus-Berlin, Glocke-Berlin, Schulz-Königsberg, Jost-Mainz, Liebnecht. Die meisten Redner verlangten den Ausschluß der Opposition, die die Partei geschädigt habe. Von den gestellten Anträgen ist besonders folgender, von Bebel gestellter von Interesse: Der Parteitag wolle beschließen: Eine Kommission von neun Mitgliedern zu ernennen, welche die Anklagen der Opposition in Bezug auf die Parteileitung und die Reichstagsfraktion, sowie die Anklagen, daß die Parteileitung bezw. der Parteivorstand gegen die Parteitaktik verstoßen habe, zu prüfen und dem Parteitag Bericht zu erstatten habe. — Um 7 Uhr Abends wurde die Sitzung bis Freitag Vormittags 9 Uhr vertagt. Begrüßungstelegramme waren noch eingetroffen aus Eintracht und von den Frauen aus Gera-N.

16. Oktober. Reichstagsabgeordneter Singer eröffnete am Freitag die Versammlung 1/10 Uhr Vormittags. Begrüßungstelegramme und Zuschriften waren eingetroffen aus Granada, Kopenhagen, Konstanz, Stockholm, Kalbe a. S., Leipzig, Dirowo, Charlottenburg, Bollmarsdorf, Hanau, Kiel, Altona, Plauenscher Grund. Die Debatte vom Tage vorher wird eifrig fortgesetzt. — Schmalfeld-Stade ist der Ansicht, man solle mit der Opposition nicht gleich tabula rasa machen, sondern der öffentlichen Meinung in Berlin es überlassen, den Rehraus zu machen. Die Personen der Opposition befänden sich heute als Angeklagte, nicht mehr als Kläger unter den Genossen. — Auerbach-Magdeburg verwahrt sich gegen den gestern ihm gemachten Vorwurf der Feigheit. Werner und Wildberger, so sei behauptet worden, hätten den Kopf aus der Schlinge gezogen und ein jammervolles Bild geboten. Nun wohl, er gestehe den Genossen das Recht zu, diese so wohl zu finden. Sie würden doch feststehen in der Opposition. Die Genossen hätten zwar das Recht, die Opposition auszuschließen, aber das sage er ihnen, daß sie sich auch außerhalb des Rahmens der Partei zu Anarchisten nicht machen lassen würden.

Sherbert-Stettin, Hoffmann-Feitz, welche die Referentenfrage berühren und regen an, man möge in die dortige Gegend des Oesteren Redner senden, damit die Arbeiter, welche im Kampfe vorwärts kommen wollten, sich nicht durch die Berliner Streiterei behindern ließen. Die Opposition habe allerdings Anklagen erhoben, und man war gespannt, aber dadurch, daß die Klagen unhaltbar waren, haben sich die Opponenten den Boden der Sympathie entzogen. Scharf wendet er sich gegen Wildberger.

Anträge auf Schluß der Debatte gehen ein. Bebel wendet sich dagegen.

Dr. Luz-Magdeburg (Volksstimme): Der Nachweis der geheimen Verbindung unter Oppositionsmitgliedern sei kläglich gescheitert. Er selber stehe nicht auf dem Boden der Opposition. Er wolle aber nicht den Kopf feige aus der Schlinge ziehen, er versuche nur objektiv zu sein. In seinen weiteren Auslassungen wendet er sich gegen das Hamburger Echo, welches behauptet, daß in der Redaktion der Magdeburger Volksstimme anarchistische Elemente seien. — Fischer-Berlin meint, die ganze Kampfesweise der Opposition sei gestern eine anständige gewesen, aber die Genossen hätten einmal einer Versammlung in Berlin beiwohnen müssen, da würden sie viele Drohungen seitens der Opponenten gehört haben. Weiter konstatiert er durch ein Beispiel, daß Wildberger doch Anhänger in der Opposition habe. Dieser hatte dies energisch bestritten.

— Ein Delegirter aus Elberfeld ist der Ansicht, es sei Hauptsache, sich an die einzelnen Personen der Opposition zu halten und sie durch die Kommission beurtheilen zu lassen. Diese habe zu erwägen, wie weit sich diese Personen gegen das Interesse der Partei vergangen hätten. — Wildberger-Berlin bemerkt, daß er in der Kommission nicht erscheinen werde, da er vorher wisse, daß er verurtheilt werde. — Werner-Berlin appellirt an das Gerechtigkeitsgefühl der Genossen und behauptet, daß der Parteivorstand eine vernachlässigte Aufstellung der Thatsachen gegen die Opposition vornahm. Er schloß mit den Worten: „Machen Sie mit uns tabula rasa, trotzdem werden Sie uns nicht zu Anarchisten stempeln. Wir werden als echte Sozialdemokraten weiter kämpfen zur Befreiung des Proletariats!“ — Ulrich-Offenbach wünscht der Opposition ein Ende zu machen und die betreffenden Genossen auszuschließen. Seien sie Gegner der Partei, dann könnten die Feinde derselben nicht mehr sagen: In der Partei herrsche Unfriede. — Fischer-Berlin: Wenn die Opposition von einem guten Tone rede, dessen sich der Parteivorstand befleißigen solle, so solle sie doch zunächst vor eigener Thür lehren. — Nach dem um 1/12 Uhr erfolgten Schluß der Debatte ergriffen noch einige Delegirte wie Dr. Luz, Grillenberger, Fischer-Berlin, Auerbach usw. das Wort zu persönlichen Bemerkungen. Dann kam Referent Auer-München zum Schlußworte. Er legte die Frage vor, ob das, was von der Partei als Anschuldigung gegen die Berliner Opposition angeführt, auch den Thatsachen entspreche oder nicht. Er stehe auf dem Standpunkte wie Tags vorher: Entweder beweisen oder widerrufen, oder es folgt das Dritte: das Ausschließen. Nun bezeichnete er die Personen, welche zum Widerrufe aufgefordert werden sollen: Werner, Niederauer, Biester, Auerbach, Milenz, Schulze, Baginsky, Lamprecht und Wildberger. Er wiederhole, der Parteivorstand verlange im Interesse der Parteihhre, daß der Parteitag hier Wandel schaffe. Innerhalb der Partei sei man verantwortlich für das, was in ihr passire; aber der Parteivorstand erkläre, diese Verantwortung nicht mehr tragen zu wollen. Entweder der Vorstand müsse mit Schimpf und Schande aus der Partei hinaus, oder aber die bezeichneten Opponenten müßten erklären, daß sie Schimpf und Schande in die Partei brachten. — Von 1/2 bis 4 Uhr vertagt sich die Versammlung.

Der Vorsitzende brachte beim Wiederbeginn derselben Depeschen und Zuschriften aus London, Spener, Gera, Freiberg i. S., Berlin, Brandenburg, Gelsenkirchen, Lausitz und Hamburg zur Kenntnissnahme. Angenommen wurden folgende Anträge: 1. Antrag der Kontrolleure bezüglich Ertheilung der Decharge für den Kassirer und den Parteivorstand. — 2. Antrag Erhardt-Ludwigshafen und Reiffhaus-Erfurt: Der Parteitag ist mit der Thätigkeit des Vorstandes einverstanden und

spricht ihm sein vollstes Vertrauen aus. — 3. Antrag Bebel: Eine Kommission von neun Mitgliedern zu ernennen, welche die Anklagen der Opposition in Bezug auf die Parteileitung und die Reichstagsfraktion, sowie die Anklagen, daß die Parteileitung bezw. der Parteivorstand gegen die Parteitaktik verstoßen habe, zu prüfen und dem Parteivorstand Bericht zu erstatten habe. — Man schritt nun zu Punkt 3a der Tagesordnung: Die parlamentarische Thätigkeit der Reichstagsfraktion. Berichterstatter Molkenbühr-Altona. Es komme darauf an, daß die Arbeiter besser gestellt und dadurch kampffähiger gemacht werden. Mit Bezug auf die Thätigkeit der sozialdemokratischen Partei im Reichstage erwähnt er u. A., daß Initiativ-Anträge gestellt worden wären, von denen einer bezüglich der Arbeiterschutzgesetzgebung angenommen wurde. Bezüglich des stehenden Heeres sei, wie auch früher, eine ablehnende Haltung eingenommen worden. Redner wendet sich gegen die Opposition, deren Verhalten er auf das schärfste verurtheilt. Der Parteitag habe zu entscheiden, ob die Haltung der Fraktion Billigung verdiene.

Hierauf spricht Bebel in zweistündiger Rede über die Taktik der Partei.

Es seien gegen diese die schärfsten Angriffe erhoben. Er beleuchtete zuerst die Entwicklung der Partei und ihre Ziele, das Programm sei die Richtschnur für die Kampfesweise, durch welche Letzteres zu erreichen ist. Das letzte sei die Beseitigung der heutigen bürgerlichen Gesellschaft. Dazu sei vor allem nöthig, daß die Partei die politische Macht erhalte. Hierfür müsse agitirt werden in Vereinen, in der Presse und besonders im Parlament.

Unklugheit wäre es, wie es die Opposition wolle, auf die Barrikade zu gehen. Bei den heutigen Kriegsheeren, wie solche die Welt noch nie gesehen, würde man mit den paar hunderttausend Arbeitern doch bald fertig werden. Die Ziele der Partei müßten in Ruhe und Behändigkeit erstrebt werden. Gerade die Ruhe sei es, welche den Gegnern so schwer im Magen liege. Aber die Opposition gebe diesen Gegnern Waffen in die Hände. Im Anschlusse an seine Rede erläutert Bebel eine von ihm ausgearbeitete Resolution, welche er anzunehmen bittet. Er schloß mit den Worten: „Sorgen Sie dafür, daß die Ehre und das Interesse der Partei nach allen Richtungen hin gewahrt werde.“

Die Sonnabendtagung eröffnet Klotz-Stuttgart um 9 Uhr Vormittags. Die Präsenzliste weist heute 256 Delegirte auf, worunter 6 weibliche, Frau Boffe-Bremen, v. Hoffjettten-Berlin 6, Jhrer-Berlin 2, Mohrlack-Berlin 4, Steinbach-Hamburg, Vogel-Gera.

Depeschen liegen vor aus London, Winterthur, Amsterdam und aus Straßburg von den „Jöglingen der Ferienkolonie“ (Rufe: hört, hört!). In zweistündiger, fließender Rede verbreitet sich Georg von Volmar über die Entwicklung der sozialdemokratischen Partei in den letzten 30 Jahren. Er erinnert an die Zeit, in der der Eintritt in das Parlament als Verrat und Kurzsichtigkeit gekennzeichnet wurde. Nach dem Stuttgarter Beschlusse sei jedoch der Eintritt in das Parlament aus agitatorischen Gründen erfolgt. Diese parlamentarische Thätigkeit wäre unterbrochen worden durch das Sozialistengesetz. Er habe stets wiederholt, daß das Sozialistengesetz nicht aus Rücksicht auf die Partei gefallen sei und daß es eine Dummheit wäre, schärfere Waffen seitens der Partei in Anwendung zu bringen. Er erklärt, er stehe im Uebrigen ganz auf dem Boden der Bebel'schen Resolution, doch müsse er noch darauf hinweisen, in konsequenter Weise vorzugehen; denn je größer die Macht heranwache, desto notwendiger sei dieses. Man habe in Deutschland das Parlament zu stärken, freilich mit der Voraussetzung, es für die Sozialdemokratie zu erobern. Liebnecht habe

selbst gesagt, daß es eine Thorheit sei zu glauben, die meisten seien Sozialdemokraten. Achtzig Prozent wären vielmehr gegen sie. Da müsse also die Taktik der Partei so eingerichtet werden, daß langsam von diesen achtzig Prozent immer mehr zur Sozialdemokratie herüberkommen. Nicht im Sturme soll man versuchen, dieses zu erreichen. Im politischen Leben komme man nicht mit nervösen Leidenschaften, sondern mit Ruhe nach Ziele. Am Schlusse seiner Rede befreit v. Vollmar, daß er eine neue Taktik der Partei herbeiwünsche und behauptet, er stehe vielmehr ganz und voll auf dem Boden der gegenwärtigen Taktik, die er folgerichtig durchgeführt haben wolle. — Die schier endlose Debatte eröffnet Wildberger-Berlin. Er entwickelt den Standpunkt der Opposition und verwirft namentlich das Verhalten der Fraktion im Parlament. Die Sprache der Abgeordneten müsse eine schärfere werden. — Singer polemisiert auch gegen v. Vollmar. Dasselbe thut Liebknecht. Letzterer sagt, es verstehe sich von selbst, wenn ein Feind ins Land komme, daß man ihn hinauszuerwerfen suche, aber Opportunismus, wie Vollmar ihn wolle, könne die Partei nicht treiben, ebenso wenig wie Wildbergerscher Anarchismus. Die Partei gehe weder auf den opportunistischen, noch auf den anarchischen Leim. — Auch die Nachmittagsversammlung eröffnete und leitete Kloss-Stuttgart. Der Anhang des Publikums war diesmal größer, denn je zuvor. — Zunächst gab der Vorsitzende bekannt, daß Begrüßungstelegramme aus London, Brasilien und Amsterdam eingetroffen seien. Dann ergriff Tölke-Dortmund das Wort.

Bezüglich der Opposition bitte er den Grundsatz: Opposition müsse sein, fallen zu lassen. Wenn jemand belehrt worden sei, müsse er sich den Beschlüssen der Partei fügen. Mit der Bebel'schen Resolution sei er vollkommen einverstanden. — Volde-rauer-Karlsruhe empfiehlt ebenfalls die Annahme der Bebel'schen Resolution und ist dafür, in ruhiger Weise bei Agitationen vorzugehen. Bei ihm in Süddeutschland habe man nur durch Ruhe Fortschritte gemacht.

Es sprachen noch gegen die Opposition Grothe-Halle und Thierbach-Berlin; für dieselbe Auerbach-Magdeburg.

Vor Schluß wird noch der Antrag eine Kommission aus 27 Mitgliedern zur Berathung des Programms zu wählen, angenommen.

In der Sonntag-Nachmittag stattfindender Sitzung werden verschiedene Anträge zur Berathung ev. Abstimmung gebracht.

Von den Anträgen, die Presse betreffend, wird derjenige der Genossen in Dortmund, Lüdenscheid, Württemberg, Berlin I. und Leipzig angenommen. Er lautet: „Das Parteiprogramm soll, mit einem kurzen parteigeschichtlichen Ueberblick, sowie mit allgemein verständlichen Erläuterungen des Programms versehen, gedruckt und zum Zweck der Massenverbreitung als Agitationschrift zum Betrage der Herstellungskosten abgegeben werden.“ Trilse-Leipzig spricht sein Bedauern darüber aus, daß achtzig Prozent wohl den Namen Sozialdemokratie trügen, aber die Prinzipien der Sozialdemokratie noch nicht begriffen hätten. Er stellt dieses als eine traurige Thatsache hin. — Bebel's Antrag: Der Parteitag wolle sich damit einverstanden erklären, daß die Berliner Genossen eine Kommission von neun Mitgliedern wählen, die in Gemeinschaft mit dem Parteivorstande die Kontrolle des lokalen Theiles des „Vorwärts“ zu übernehmen hat, wird mit großer Majorität angenommen.

Zu dem von Koppe-Rixdorf gestellten Antrag, das

Auch eine Frauenfrage.

1. Friede.

Gestern Nachmittag saß ich ruhig bei meiner Arbeit und mache mir keine weiteren Gedanken, als über die Zeit, die ich noch brauchen werde, ehe sie fertig ist. Da stürzt meine Nachbarin, die Neumann, zu mir in's Zimmer und grüßt kaum, so eilig hat sie es, mir ihre Geschichte zu erzählen.

„Nein, Frau Klein, so was zu erleben! Da traut man ja keinem Menschen mehr Gutes zu. Man ist ja in einer wahren Räuberhöhle! Ich zieh' aus, in dem Hause bleib' ich nicht, in der sauberen Gesellschaft! Denken Sie sich, die Steiner, die bei uns im Hause wohnt, die Wäscherin, die immer so eine ordentliche Person war — der ihre beiden Töchter sind heute Nacht im Polizeigewahrsam gewesen und haben ihre Karte, die lieberlichen Weibsbilder! Und mit dem Gefindel muß man im Hause wohnen! Wenn der Hauswirth sie nicht hinaus wirft, dann ziehen ihm alle ehrlichen Leute aus. Ich bin nur gleich zu Ihnen gelaufen, Frau Klein, um es Ihnen zu sagen. Denn Sie haben mit der Steiner auch zu thun gehabt und jetzt werden Sie doch nicht mehr den Fuß zu dem Lumpenvoll setzen können.“

Wie bin ich erschrocken! Denselben Tag noch wollte ich ja der Steiner die Hemden meines Mannes bringen, weil ich selbst sie nicht schön genug zurecht machen kann; ich hab's eben nicht gelernt. Die Steiner geht eigentlich in die Häuser zum Waschen und nimmt nur ein paar Stücke nach Haus, wenn sie einen Tag

Abonnement des „Vorwärts“ pro Quartal auf 3 Mark festzusetzen bemerkt Bebel: Das Abonnement belaufe sich jetzt auf 3 M. 30 Pf. pro Quartal. Wenn nun bei den 35 000 Exemplaren des „Vorwärts“ 30 Pf. pro Exemplar gestrichen werden sollten, verlöre die Partei 42 000 M. pro Jahr. Die Unkosten wüchsen schon dadurch, daß der Parteivorstand beschloffen habe, vom 1. Januar 1892 ab ein illustriertes Unterhaltungsblatt, „Die neue Welt“, dem „Vorwärts“ als Beilage beizugeben. Um 4, 6 Uhr vertagte sich die Versammlung bis Montag vormittags 9 Uhr. — Um 8 Uhr begann der von der Erfurter Partei veranstaltete große Kommerz.

In der Montag-Sitzung wird die Berathung über die Taktik fortgesetzt.

Schmidt-München erklärt, mit der Rede Vollmar's nicht einverstanden zu sein, hofft aber, daß dieser sich den Beschlüssen des Parteitages fügen werde.

Megner-Berlin spricht gegen die Opposition. Fischer-Berlin führt aus, daß man von Vollmar'schen Standpunkt ausgehend, kein Recht mehr habe, von der Sozialdemokratie zu reden, sondern nur von einer allgemeinen deutschen Arbeiterpartei. Liebknecht: Es habe die Besorgnis in der Partei obgewaltet, daß Vollmar diese zu einer neuen Taktik verleiten wolle. Gegen Vollmar's Ausführungen wende sich die Bebel'sche Resolution nicht mehr scharf genug, es sei ein Amandement nöthig, das sich deutlich gegen das Vorgehen Vollmar's wende.

Im Schlußwort erklärt Auerbach-Berlin noch Folgendes: Da wiederholt gesagt worden, die Berliner Opposition sei auf dem Parteitage so gut wie vernichtet worden, legten die Opponenten ihre Stellung noch einmal klar. Die Opposition habe die Kühnheit gehabt, zu erklären, daß das Programm in einer prinzipielleren Form verfochten werden möge. Die Opponenten seien Sozialdemokraten und blieben auch solche. Sie könnten beweisen, daß man auf die Taktik Vollmar's kommen müsse. Bebel's Taktik erzähle, die Vollmar's handle. Auer führte aus, daß bei Vollmar's Taktik Gefahr vorhanden. Sei Gefahr vorhanden, so tippe man doch nicht an die Glocke, sondern läute Sturm. Die Sturmglöcke hätte die Opposition in Berlin geläutet und würde sie auch weiter läuten. Vollmar stehe nicht allein. Es sei bedauerlich, daß man die Opponenten häufig unterbrochen und gewissermaßen gesagt habe, „seht euch den ar, der ist ein Schurke.“ — Des Vorsitzenden Glocke ertönt; er behauptet, solche unparlamentarische Ausdrücke seien nicht gefallen. — Auerbach führt dann weiter aus: Wenn verschiedenseitig behauptet worden, daß an der Gewinnung der Agitation, an Gewinnung der Massen, der Opposition nichts liege, so erwiderte er: das glauben ja die Genossen selber nicht. Wir wollen die Massen aber nicht mit einer Sozialdemokratie beglücken, die in Wahrheit keine ist, wir wollen kein Vuhlen mit der Masse haben auf Kosten unseres Prinzips. Er sei kein Freund davon, daß man sich auf die Broschüre eines Mannes stütze, welche dieser vor 20 Jahren geschrieben. Für ihn heiße es: hältst du das, was damals geschrieben war, für richtig, hältst du daselbe auch heute für richtig. Seitens der Münchener sei behauptet worden, die seitens der Opposition angeregten Fragen gehörten einzig und allein vor das Forum des Parteitages. Darauf erwidere er, könne man es der Opposition verdenken, daß sie früher aufgestanden sei und nicht erst wartete bis zum Parteitag, sondern bereits vorher diskutirte? Nun komme er auf die parlamentarische Thätigkeit der Reichstags-Fraktion zu

frei hat; die ganze Nachbarschaft wartet immer darauf. Sie könnten ganz schön leben, wenn der Mann nicht so lange krank gewesen wäre, denn jetzt hat er wieder Arbeit in der Maschinenfabrik und sie haben nur die beiden Töchter, liebe, lustige Mädchen von siebzehn und vierzehn Jahren. Ich bin immer gern hingegangen und hab's nie geglaubt, daß die schlecht wären. Wie dankbar war ich aber jetzt der Neumann, daß sie mich noch zu rechter Zeit gewarnt, ehe ich drüber war. Sie hat mir auch eine andere Wäscherin empfohlen und weil sie doch einmal unterwegs war, das Päckchen mit den Hemden gleich mitgenommen.

Wie ich nun so dasige und an die schreckliche Geschichte denke, klopft es wieder und herein kommt die ältere Tochter der Steiner. „Ich will nur die Wäsche holen,“ sagte sie, „die Mutter ist morgen zu Hause und da will sie heute Abend einweichen, weil sie es Ihnen ja schon vorige Woche versprochen hat, daß sie Ihnen wäscht.“

Die Lene sah ganz verweint aus und ihre Stimme war heiser und leise. Ich hab' sie immer gern leiden mögen, und wie sie so da steht, thut sie mir auch leid, aber daß sie nach dem, was geschehen ist, zu mir in mein Zimmer kommt, das treibt mir doch den Born in den Kopf. „Nach, daß Du hinaus kommst,“ schrie ich sie an, „wie kannst Du Dich unterstehen, zu mir zu kommen? Ich weiß schon Alles.“ Sie antwortet nichts und ist in einem Umbrechen draußen.

Nun, ich setze mich wieder an meine Arbeit und will an die garstige Sache gar nicht denken — was gehen mich die Leute an? Da klopft es aber schon

ipreuen. Dollenough sagte, daß ein Antrag gestellt worden sei, bezüglich der Verstaatlichung des Apothekewesens. Die Opposition stimme entschieden gegen diesen Antrag; denn diesem Staate, der mit den dadurch gewonnenen Ueberschüssen nur neue Montirungen, neue Gewehre beschaffen würde, diesem Staate, wolle man keine Waffe in die Hand geben. — Bebel habe ausgeführt, bei einem etwaigen Kriege gegen Rußland marschirte die Sozialdemokratie mit. Er (Auerbach) habe eine andere Ansicht: als Sozialdemokraten seien die Genossen gegen den Krieg; freilich müßten sie mitmarschiren, da sie die Macht noch nicht hätten. Aus einem Kriege sei noch nie Segen entstanden und so würde auch aus einem Deutsch-Russisch-Französischen Kriege ein Segen nicht entstehen. —

Weiter beschäftigt Auerbach sich mit einer Auslassung des Reus-Berlin, welcher sagte, man müsse Rücksicht nehmen auf die indifferenten Massen. Man müsse sich die Achtung derselben erwerben. Ja, meint Auerbach, dann würden wir nur einen Achtungserfolg erzielen, aber wir wollten doch bis ins Herz des Proletariats dringen. Nach verschiedenen persönlichen Bemerkungen werden die Berathungen abgebrochen. Es erfolgen nur noch einige Mittheilungen.

Auerbach erklärt im Namen der Opposition, daß Werner, Wildberger, Schulze-Magdeburg, Baetge und Auerbach sich den Beschlüssen der Reuner-Kommission nicht unterwerfen würden. Sie protestirten gegen diese Hinrichtung hinter verschlossenen Thüren und verlangten volle Oeffentlichkeit. Der Redner wird vom Vorsitzenden unterbrochen mit der Bemerkung, daß diese Erklärung nicht zulässig sei, worauf die gen. Mitglieder den Saal verlassen. Der Vorsitzende theilt mit, daß die Wahl des Reuner-Ausschusses erfolgen müsse, gleichviel, ob die Opposition geneigt sei, sich den Beschlüssen desselben zu unterwerfen oder nicht, und schließt darauf die Sitzung.

Diese Weiber!

Gar manche Zeitung hat wieder mit Eifer die Gelegenheit benützt, diesen bösen Frauen eins auszuweisen. Die günstige Gelegenheit boten einige Sensationsprozesse, die sich in letzter Zeit in Berlin abspielten. Der Vorgang war derselbe, der schon manchmal in gleicher Weise sich abgespielt hat.

Der Richter macht die zahlreich anwesenden Frauen darauf aufmerksam, daß Manches vorkommen wird, was die „gute Sitte“ verlegt und fordert sie auf, den Saal zu verlassen. Aber keine, oder höchstens eine oder zwei machen von der freundlichen Einladung Gebrauch und verschwinden, die anderen bleiben!!

Ja, es ist schrecklich, daß die Frauen nicht in hellen Haufen davonflohen — warum blieben sie nur? Sollte es möglich sein, daß sie aus zarter Rücksichtnahme für die anwesenden Männer blieben? Denn, daß auch nur ein Mann von den zahlreich anwesenden sich entfernt hätte, hört man nicht; auch nicht, daß eine gleiche Aufforderung an sie erging. So wollten denn gewiß die zartfühlenden Frauen die Männer nicht allzu sehr beschämen. Denn was unanständig und unsittlich ist, kann doch in Wahrheit für einen Mann nicht weniger unpassend sein, als für eine Frau?

Was sind denn das überhaupt für Dinge, die der guten Sitte zuwiderlaufen, bei denen der Präsident es für nöthig hält, den Frauen graulich zu machen? Es sind Dinge, die zwischen Mann und Weib vorgehen, die also für den Mann durchaus nicht anders erscheinen, als für die Frau.

Gewiß giebt es Umstände, welche es rathsam erscheinen lassen, bestimmte Verhandlungen vor Gericht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu führen; Niemand wird vernünftiger-

wieder und hereinstürzt die Steiner selbst. Dunkelroth vor Zorn steht sie vor mir und schreit auf mich ein, daß ich mich gar nicht retten kann. Aber freilich, sie hat die Sache ganz anders erzählt, als die Neumann.

Hoch und theuer hat sie sich verschworen, daß ihre Kinder nie mit einem Mann zu schaffen gehabt, und daß man nichts, auch gar nichts ihnen nachsagen könne. Und daß ihnen himmelschreiendes Unrecht geschehen ist, und daß sie es nicht so hinnehmen wird, und daß jeder der ihre armen Kinder beschimpft, sich vor Gericht wird verantworten müssen. Und die Sache selbst sei so gewesen:

Sie selbst war in der Arbeit und der Mann auch, die Kinder haben zu Hause gearbeitet — die Lene näht — und sind Abends zusammen ausgegangen, um etwas zum Abendessen einzukaufen. Den ganzen heißen Tag sind sie in der dumpfen engen Stube gesteckt und so haben sie den kleinen Umweg um die Allee am Wasser gemacht, um ein bißchen freie Luft zu athmen. Sie sind immer lustig und guter Dinge und so haben sie jetzt auch geschwätzt und gelacht, wie eben junge Weibchen, die an nichts denken. Da kommt mitten in ihrem Gelächter ein Mann auf sie zu und fordert sie auf, mitzugehen auf die Polizei. Die Mädchen wissen nicht, wie ihnen geschieht und wollen nicht mit, er aber sagt ihnen auf den Kopf zu, daß sie nur so laut gelacht haben, um die Herren anzulocken und führt sie mit Gewalt mit. Die Kleine weint jämmerlich und die Leute sammeln sich an, fragen, was es giebt und fagen dem Polizeibeamten, daß die Mädchen nichts Unrechtes gethan haben — man kennt sie ja in der Gegend — aber es hilft Alles nichts; es bleibt dabei, sie müssen mit.

...handlung öffentlich ist, gehört es sich ganz gewiß nicht, man die Frau an der Ausübung ihres Rechtes, der Schlichtung zuzuhören, hindern will. Geradezu unschicklich im höchsten Grad aber ist es, ihr dieses Recht hinterzuziehen zu wollen, indem man diejenigen, welche es ausüben, als frech und schamlos hinstellt.

Wer sich übrigens öffentlich zu dieser Art, die Frauen anzuschuldern, bekennet, der erkläre wenigstens folgerichtig, es auch unpasend sei, wenn Frauen vor einem männlichen Gerichtshof erscheinen müssen; ganz besonders in heiligen Angelegenheiten. Insbesondere aber dürften auch Magistrate, welche über dergleichen Gegenstände Auskunft geben haben, dies nur thun vor einem weiblichen Gerichtshof und vor einem weiblichen Publikum.

Solange aber Frauen gezwungen werden können, vor einem Gerichtshof von Männern und einer Zuhörerschaft von Männern sich unter Zeugeneid über Alles zu äußern, was ein Staatsanwalt oder Verteidiger sie zu fragen für wichtig findet, so kann man es nur als gut und richtig beschreiben, wenn unter den Zuhörern sich auch Frauen befinden.

Ueber die Gründe, welche eine Frau veranlassen, sich diese Bilder aus dem Leben in seiner abschreckendsten Gestalt anzusehen, läßt sich nur sagen, daß in dieser Beziehung auch ein Unterschied zwischen Mann und Frau zu bemerken ist.

Die krankhafte Neugier, die sich bloß nach Aufregung richtet, die in der Enthüllung verbrecherischer Schande schwelgt, ist verwerflich bei beiden Geschlechtern; der Drang, sich durch eigene Anschauung Kenntniß von Lebensverhältnissen zu verschaffen, welche leider einen allzu großen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Gesellschaft haben, ist bei Beiden ein natürliches und hoch berechtigtes. Und für die Frauen mag es in noch höherem Maße zutreffen. Denn Manche, die sich ernstlich bestreben, ein richtiges Urtheil über Dinge zu fällen, die ihr im gewöhnlichen Leben zu fern liegen, erlangen hier einen Einblick in Leidenschaften und Triebkräfte, in Lebenslagen und Schicksale, von denen sie keine entfernte Ahnung gehabt, welche ihr auch weder durch Zeitungsberichte, noch durch Bücher im Mindesten ersetzt werden kann. Ein Blick, ein Ton giebt oft mehr Aufschluß über die Beweggründe zu einem Verbrechen, als die längste Abhandlung. Für die Künstlerin, für die Schriftstellerin, für Jede, welche die Erscheinungen des sozialen Lebens nach allen Richtungen hin kennen lernen will, ist es oft geradezu nothwendig, einen Blick zu werfen in die Abgründe geistiger und sittlicher Verkommenheit. Und die Frau, deren rascher Blick für die kühneren Kämpfe, für die seelischen Triebe man rühmt, wird hier oft mit mehr Nutzen für die Menschheit ihre Beobachtungen machen, als der Mann. Der einzige Rath, der hier zum Platze ist, die einzige Warnung, ist gleich passend und gleich wahr für beide Geschlechter:

Wenn euch nur müßige Neugier, nur Freude an unreinen Enthüllungen in die öffentliche Gerichtsverhandlung treibt, dann bleibt zu Hause. Wenn euch aber der Drang treibt, eure Anschauungen zu erweitern, zu berichtigen, euer Urtheil zu klären — dann geht hin, frei von jeder Voreingenommenheit, von Haß und Verachtung — seht, hört und lernt, ob Mann, ob Weib, um den Kampf gegen niedere Leidenschaften aufzunehmen, muß man die Beweggründe derselben erst kennen lernen.

Jugendlektüre.

Der zuerst von den Breslauer Sozialdemokraten angenommene Antrag, welcher inzwischen auch anderwärts Zustimmung gefunden hat, daß die Sozialdemokratie ihr Augenmerk auf Schaffung einer guten Jugendliteratur richten möge, hat den bürgerlichen Parteien einen gelinden Schrecken eingejagt, und besonders die Mütterblätter wiesen beschlagend darauf hin, daß nun die Jugend noch schneller

„Und nun denken Sie sich“ sagte die Steiner, „komme ich gerade auf dem Nachhauseweg dem Zug entgegen. Ich trau' meinen Augen nicht und nicht meinen Ohren, wie ich höre, was es giebt.“ „Gelacht haben meine Kinder,“ jage ich, „ist das verboten?“ „Das ist wohl nichts für arme Leute, lachen dürfen nur die Vornehmen? Eben komme ich aus der Yorkstraße, vom Herrn von Holzhausen, dort haben die Fräuleins und jungen Herren im Garten geschrien und gelacht, daß man es in der ganzen Straße gehört hat und beim Herrn Stadtrath Dellbach, wo ich vorüber gegangen bin, war's ebenso. Gehen Sie doch dahin und holen Sie die Gesellschaft auch.“ „Seien Sie nicht so dumm,“ sagte der Mann, „die waren ja in ihrem Garten; da kann man thun, was man will, aber nicht auf der offenen Straße.“ „So,“ jage ich, „in ihrem Garten, das ist etwas anderes, in ihrem Garten! Das Lachen ist also nur für die Reichen, die einen Garten haben. Das haben die Kinder nicht gewußt. Jetzt lassen Sie sie nur diesmal gehen, sie lachen nicht wieder.“ Aber er geht ruhig weiter und sagt nur: „Schweigen Sie, Sie können es sonst bereuen.“ Dann kommen wir zum Amt, er geht mit ihnen hinein, schiebt mich zurück und schlägt mir die Thür vor der Nase zu.

Währendem ist mein Mann von der Arbeit zurück und wundert sich, wo ich bleibe. Als ich ihm erzähle, was geschehen, war er doch wie aus dem Häuschen. Zuerst will er die Kinder todtschlagen und dann die Beamten. Endlich beruhigt er sich ein wenig und wir gehen zusammen auf die Polizei.

Aber alles unser Bitten und Betteln hat nichts

werden, daß diejenige Jugendliteratur, welche bisher das Feld unbestritten beherrscht hat, die Jugend nicht oder doch nicht so schnell verrothen läßt.

Wie sieht denn diese Jugendliteratur aus? Sie läuft im Großen und Ganzen hinaus auf eine Verherrlichung der „Frömmigkeit“, der Königstreue und der Nothheit. Als die drei höchsten Güter, von denen alle Begeisterung ausgeht, erscheinen darin Gott, Landesherr und brutale Gewalt. Natürlich wird in diesen Jugendschriften, welche eine systematische Verdrümmung, Unterdrückung freier geistlicher Bewegung und eine gefährliche Verrohung, also das Gegentheil von Aufklärung und Veredelung, wenn nicht bezwecken, so doch thatächlich bewirken, möglichst stark aufgetragen und wacker gelogen.

Die „Frommen“ sind immer edel; „fromme“ Schurken werden nie geschildert. Im Leben soll das zuweilen etwas anders sein. Manchmal läßt der Verfasser einen „Frommen“ Noth leiden und verfolgt werden; aber zum Schluß bleibt der Lohn für das Gottvertrauen nicht aus. Auch das soll im Leben nicht immer der Fall sein.

Die Könige und Kaiser sind natürlich nicht minder edel. Es hat zwar auch solche gegeben, die das Gegentheil von edel waren. Aber da wird fleißig rein gewaschen und weiß gebrannt, so daß mancher dieser Herren nachher gar nicht wieder zu erkennen ist. An den schlimmsten von ihnen gehen unsere Jugend-Literaturfabrikanten indes vorbei, als ob sie nie dagewesen wären, entweder weil sie noch nicht alles Schamgefühl verloren haben, oder weil sie die Mohrenwäsche hier für aussichtslos halten.

Die Verherrlichung der brutalen Gewalt nimmt schon in den Lebensbeschreibungen der Könige eine hervorragende Stelle ein, weil diese meist Kriegshelden waren. Es giebt aber auch Jugendschriften, die ausschließlich der Darstellung blutiger Kriege gewidmet sind. Die Verfasser streben selbstverständlich nach einer möglichst anschaulichen und lebendigen Schilderung. Durch diese Bücher, in denen behaglich ausgeführt wird, wie die besiegten Feinde auf der Flucht erbarmungslos niedergebauen werden oder durch Hunger und Kälte unkommen, wird einfach die Verrohung der Jugend befördert. Das jedem Menschen und am meisten den Kindern, ursprünglich auch den Bourgeoiskindern, inwohnende Bestreben, auf die Seite der Leidenden, Unterdrückten zu treten, ist lebendig, so lange die Lektüre sich auf die gewissermaßen neutral wirkenden Sagen beschränkt, die in der Kindheit mit wahlloser Gier, ob griechisch ob deutsch, verschlungen werden. Sobald aber an ihre Stelle die Kriegsgeschichten treten, welche vom Parteistandpunkt aus geschrieben und auf den Parteistandpunkt berechnet sind, welche auf den Patriotismus, will sagen: auf den Chauvinismus und künstlich großgezogenen Nationalitätenhaß, spekuliren, dann ist es mit der Sympathie für die Besiegten, wenigstens soweit es sich dabei um Feinde handelt, vorbei. Diese Lektüre vernichtet allmählig jedes Gefühl für Anstand und vornehme Gesinnung. Die Noth der Belagerten, z. B. 1870 in Straßburg und Paris, wird mit Genugthuung gelesen, und je ärger es den Unterlegenen geht, desto größer ist der Jubel unserer mit „Todtschlagapoetik“ großgezogenen Jugend. Ein Gymnasialalterianer schilderte in einem Aufsatz frohlockend, wie Eberhard von Württemberg (14. Jahrhundert) seine Gegner, die sich in ihrer festen Stadt mit Erfolg gegen ihn wehrten, schließlich durch Ausräucherung zur Uebergabe zwang. Der Vorgang ist in einem bekannten Umland'schen Gedicht, das sich in allen Schul-Lesebüchern findet, gleichfalls mit großem Behagen geschildert und wird von den Schülern mit derselben Gedankenlosigkeit auswendig gelernt, mit welcher es die Lehrer „erklären“. Daß Eberhard wie ein ganz gewöhnlicher Nordbrenner behandelt hat, der die gründliche Verachtung jedes anständigen Jüngens verdient, darauf werden sie dabei wohl schwerlich hinweisen. Das läßt sich nicht erwarten von Lehrern, die ihren Schülern mit königstreuer Inbrunst und schauerndem Behagen erzählen, daß einzelne Führer des Bauernkrieges unter dem Gelächter der zuschauenden Edelleuten, Edelherren und Edelfräulein langsam am Feuer geröstet wurden, daß Navailles, dem Königsmörder, das Fleisch mit glühenden Zangen vom Leibe gerissen und geschmolzenes Blei mit Schwefel gemengt in die Wunden gegossen wurde. Da bedarf es, um die Verrohung vollständig zu machen, gar nicht erst der Lektüre des „Eberhardstrumpf“ und der ganzen Schaar der anderen fabrikmäßig nach ihm hergestellten Indianergeschichten. Neuerdings werden diese Geschichten übrigens mehr und mehr durch die Literatur über die Kolonisierung Afrikas durch Pulver und Blei verdrängt; also auch hier ein merklicher Einfluß des „Zeitgeistes“ und ein weiterer Fortschritt in der Verrohung der Jugendliteratur.

Nebenher pflegt die gegenwärtige Jugendliteratur noch

genügt. Wir haben nicht zu den Mädchen gedurft. Der Vater soll morgen wiederkommen, sie abholen.

So hat der Mann heute auch noch seine Arbeit versäumen müssen, um sie zu holen. Um acht Uhr ist er dort gewesen, um elf Uhr haben sie ihm endlich die Mädchen herausgegeben. Eingeschrieben sind sie nicht, nein, so schändlich kann und darf es ja nicht zugehen — nein, nur die ganz schlechten Leute wollen uns das nachreden — aber eine Verwarnung haben sie bekommen. Sie haben geschluchzt und geweint zum Herzbrechen und die Leie hat hoch und heilig geschworen, daß sie beide unschuldig sind und nicht wissen, warum sie so mißhandelt worden sind. Der Steiner ist zum Glück ein sehr ruhiger Mann, wenn er Zeit hat, eine Sache zu überlegen und die Zeit haben wir ja gehabt, die lange Nacht hindurch. Er weiß, daß man bei der Polizei immer Unrecht hat und ganz besonders, wenn man noch aufbegehrt. So nimmt er die Kinder und bringt sie nach Haus. Da sitzt mir nun das Trudchen in einer Ecke, ist nicht und trinkt nicht und weint nur still in sich hinein. Die Dene hat mir erzählt von dieser Nacht, wie sie die mit andern, die eingebracht worden sind, zusammen haben zubringen müssen, — was sie aber gehört haben, das läßt sich gar nicht sagen. Heute und morgen hab' ich die Arbeit abtragen lassen, weil die armen Dinger nicht allein bleiben sollen in ihrer Verzeihung. Und wie Sie das haben anfangen können, Frau Klein, der armen Leue auch noch den Schimpf anzuthun, das soll Ihnen Gott verzeihen, ich verzeihe es Ihnen mein Lebtag nicht.

So schimpft sie in hellem Zorn noch eine Weile

vinismus und den Glaubens- und Rassenhaß. Wie verlogen wird z. B. der Engländer und der Franzose geschildert! Sie sind geradezu zu einer stehenden lächerlichen Figur geworden. Fremde Nationen lernen unsere Jugend nur von der schlechten, die eigene nur von der guten Seite kennen. Soll das vielleicht zur Veredelung des deutschen Volkes beitragen? Oder wirkt etwa die Judenhetze veredelnd, die in den Jugendschriften betrieben wird? Edlen Juden begegnet man fast nie; wenn aber ein rechter Schuft darin vorkommt, so muß es ein Jude sein. Es wird der „christlich-germanisch“ erzogenen Jugend unendlich schwer gemacht, nicht antisemitisch zu werden, denn sie wird geradezu großgefängt in der Vorstellung, daß alle Juden Schufte sind. Das ist „planmäßige Vergiftung der Kinderlektüre“. Aber daran finden die Mütterblätter nichts auszusagen. Eines dieser Blätter entrüstete sich kürzlich sogar darüber, daß in einem Schullesebuch in der Geschichte „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ das Wort „Jude“ durch „Kaufmann“ ersetzt worden ist.

Aber für die Armen und Elenden tritt doch die Jugendliteratur ein, nicht wahr? Gewiß, und ganz besonders die vom Geiste des Mutherschums durchseuchte! Da kann man lesen, wie der reiche Fabrikbesitzer prast, — aber sich nicht glücklich dabei fühlt; wie der arme Tagelöhner hungert, — aber im Kreise seiner Familie, die meist aus 10—12 Köpfen besteht, sich wie im Paradiese fühlt. Wer es besonders gut mit den Armen meint, der läßt sogar den Reichen arm und den Armen reich werden, auf daß dem Kindlein klar werde, daß es „eine Gerechtigkeit giebt auf Erden“. Dieses Bestreben, der „Gerechtigkeit“ zum Siege zu verhelfen, ist überhaupt charakteristisch für die Jugendliteratur. Unschuldig gehalten da stets ihre Genugthuung. Ehrlich währt stets am längsten, wie eines der erlogenen Sprichwörter sagt. Wir haben noch in keinem Jugendbuch gefunden, daß ein unschuldig Verurtheilter ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft und verzweifelt im Zuchthause gestorben sei, ohne daß seine Unschuld noch zu guter Letzt an den Tag kam; noch nie, daß ein Tagelöhner, der im täglichen Frohdienst vergebens um sein bißchen Leben rang, schließlich mit seiner ganzen Familie zum Selbstmord griff. Das Aufregende, alle edlen Triebe, alles menschliche Schöne in uns Aufwühlende eines solchen Vorganges — „paßt nicht für die Jugend“. „Für die Jugend ist das Beste gut genug“, — und man bietet ihr die verhältnismäßig besseren Jugendschriften nicht frei. Es wird zwar hier und da gewagt, zu schildern, wie ein Reicher prast und ein Armer darbt; vielleicht wird dieser Klassen-gegenüber sogar geschildert ohne den einschränkenden Zusatz, daß der Reiche trotzdem unglücklich und der Arme trotzdem glücklich sei.

Aber wo wird, um nur einen Punkt herauszugreifen, darauf hingewiesen, daß der faulenzende Reiche verprassen, was arbeitende Arme entbehren, trotzdem es ihnen als Ertrag ihrer Arbeit gebührt? — Die Schul- und Volksbibliotheken, in denen die frömmelnde und patriotische Jugendliteratur überwiegt, während z. B. die Naturwissenschaften arg zu kurz kommen, geben das beste Bild von dem gegenwärtigen Stand der Jugendliteratur. Es wird Zeit, daß mit diesen alten Scharteln ausgeräumt wird, und eine Literatur an ihre Stelle tritt, welche die Jugend für eine bessere Zukunft zu erziehen geeignet ist. („Vorwärts“)

Gründungen von und für Frauen.

Fräulein Carla Wendebach hielt unlängst im Frauenbildungsverein in Leipzig einen höchst interessanten Vortrag über Wellesley College, eine Hochschule für Frauen in Massachusetts, an welcher sie eine Professur für deutsche Sprache und Litteratur bekleidet. Die Schule wurde, wie das bei den besten derartigen Anstalten in Amerika der Fall ist, aus Privatmitteln errichtet. Wellesley College ist die größte und schönste von allen. Sie wurde von dem Advokaten Durant gegründet und nach dem Dorfe Wellesley bei Boston genannt. Die Stiftung verdankt ihre Entstehung einer schweren Heimfuchung des Gründers. Er verlor seinen einzigen Sohn und bestimmte nun die für denselben erworbene großartige Beihung zu einer Hochschule für Frauen. Letzteres geschah in Anerkennung des segensreichen Einflusses, den seine Mutter und eine Lehrerin auf ihn gehabt hatten. In dem Hauptgebäude, das Durant selbst gebaut hat, befinden sich Lehrsäle und Laboratorien, sowie Wohnräume für 350 Menschen.

Schweiz. Gräfin de Gasparin schenkte der von ihr gegründeten Anstalt in Lausanne für Bildung von Krankenwärterinnen ein Gebäude und ein Kapital von 200,000 Fr.

und rennt dann zur Thür hinaus, ehe ich nur ein Wort sagen kann.

Nun, eigentlich war ich ja froh, daß sie nach der Wäsche gar nicht mehr gefragt hat. Bis zum nächsten Mal ist dann Alles vergeben und vergessen, denn sie ist hitzig, aber sie trägt nicht nach. Und wenn mich ihr Schimpfen auch ärgerte, so war mir's doch leid, daß ich die arme Frau so angefahren habe. Aber freilich jetzt, wo ich es weiter überlege, jage ich mir doch wieder, daß es ganz unmöglich ist, daß die Mädchen wirklich ganz unschuldig sind. Nur gelacht? Sie haben gewiß eine Unterhaltung mit Herren angefangen, — es geben dort so viele — und sich nichts weiter dabei gedacht. Aber junge Mädchen müssen eben auf der Hut sein. Die Mutter natürlich leugnets ab, damit man nicht gleich das Schlimmste denkt.

So beruhige ich mich und arbeitete tapfer weiter bis zum Abend. Nach dem Essen sagt mein Mann: „Komm, laß uns noch ausgehen, es ist so schwül hier drinnen. Wir gehen ins Freie, wie immer im Sommer an schönen Abenden, und weil es hier so schön ist, verspäten wir uns auf der Straße und kommen erst um 11 Uhr wieder in die Stadt. Man Mann ist juchendbar durstig und wir haben noch einen weiten Weg bis nach Hause. Da sehen wir Licht in einem Kellerlokal und mein Mann will, wir sollen noch ein Glas Bier trinken. Aber ich mag nicht, damit es nicht zu spät wird und sage endlich: „Geh Du schnell hinunter, ich warte hier auf Dich“, denn da wußte ich, daß er nicht lange bleiben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Am 1. Nov. wurde die auf dem Stadtquartier Blankenfelde bei Pankow neuerrichtete Heimstätte für Wöchnerinnen eröffnet. Die Anstalt ist dazu bestimmt, Wöchnerinnen nach ihrer Entbindung zu beherbergen, bis sie wieder vollkommen genesen sind. Die Errichtung dieser Heimstätte bereichert die bisher bestehenden Pflegestätten der Berliner Stadtgemeinde um eine neue und eigenartige. Ihre Begründung steht im Zusammenhang mit den günstigen Erfolgen, welche mit den beiden Heimstätten für Genesende in Blankenburg und Heinersdorf erzielt worden sind. Dazu kam aber noch die Anregung, welche von Seiten der Ärzte ausging. In Deutschland hat zuerst Dr. Paul Güterbod auf die Notwendigkeit einer öffentlichen Refonvalezentenpflege hingewiesen; er berührte in seiner Schrift „Die öffentliche Refonvalezentenpflege“ vom Jahre 1882, die das gesammte einschlägige Material aus Deutschland, England und Frankreich enthält, auch schon die Frage der öffentlichen Fürsorge für Wöchnerinnen; aber nur, wie es seine Arbeit gebot, in der Darstellung der gesammten Refonvalezentenpflege. Auf ihn zurückgehend hat sodann 1888 der Frauenarzt Dr. Hermann Voehlein (damals Privatdozent in Berlin, jetzt Professor in Gießen) die Angelegenheit der Heimstätten für Wöchnerinnen im Besonderen in Angriff genommen. Er wußte zunächst die hiesige „Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie“ für die Sache zu interessieren. Später unterzog auf sein Verlangen noch die Ärztesammlung für Berlin die Angelegenheit einer eingehenden Besprechung. Auf diese Anregung von Voehlein nahmen schließlich die städtischen Behörden die Sache auf, um namentlich Voehleins Vorschläge von 1888 zu verwirklichen. In anderen Großstädten, wie in Paris und London, ist schon früher in der nämlichen Weise für Wöchnerinnen Fürsorge getroffen; in Paris schon seit 1859 durch das Asyle du Béginet und in London seit 1881, wo die Prinzessin Friederike von Hannover in der Nähe von Hampton Court eine Pflegestätte für Wöchnerinnen begründete. Von Interesse ist, daß schon vor 600 Jahren an einzelnen Orten ganz im Sinne wie jetzt bei Begründung der Heimstätte zu Blankenfelde gewirkt wurde. So bestand nach Voehlein im 13. Jahrhundert für den Ort Pfulendorf eine Verordnung, wonach Wöchnerinnen auf Gemeindefosten zu verpflegen waren. Die Heimstätte für Wöchnerinnen unterscheidet sich wesentlich von den Wöchnerinnen-Asylen, wie solche in Magdeburg und Aachen bestehen. Die Heimstätte ist ausschließlich zur Pflege von Wöchnerinnen nach der Entbindung bestimmt; anders die Asyle. Letztere nehmen die Frauen am Ende der Schwangerschaft auf und beherbergen sie sowohl während der Entbindung als auch nach derselben, so lange es der jeweilige Zustand erfordert. Sie stellen sich damit eine viel größere Aufgabe als die Pflegestätten. Schon bei den Erörterungen über die jetzt ausgeführte Einrichtung einer Pflegestätte für Wöchnerinnen in Berlin ist die Frage aufgeworfen, ob es nicht thunlicher sei, anstatt der Pflegestätte ein Asyl zu begründen. Insbesondere hat Dr. med. Brennicke in Sudenburg-Magdeburg, der sich um die Sache der Wöchnerinnen-Asyle sehr verdient gemacht hat, dem Asyle das Wort gesprochen. Namentlich wird die Diskussion wieder aufgenommen werden. Zur Aufnahme von Schwangeren bestehen jetzt in Berlin nur zwei öffentliche Anstalten: die Frauenklinik der Universität in der Artilleriestraße, und die geburtshilfliche Abtheilung der Charité. In der ersteren werden im Jahre rund 1100 Entbindungen vollzogen; in der letzteren etwas mehr als 1300; so daß insgesamt in Berlin im Jahre nicht mehr als 2400 Frauen bei Geburten in öffentlichen Heilanstalten hier verpflegt werden können. Es ist vielfach hervorgehoben worden, daß die Zahl der öffentlichen Pflegestätten für Berlin nicht ausreicht, ganz besonders im Hinblick auf die mangelhaften Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in Berlin.

„Vossische Ztg.“
Sehr bemerkenswerth ist es, aus dem vorstehenden Artikel zu ersehen, wie Berlin auf diesem Gebiete erst jetzt den übrigen Großstädten der zivilisirten Welt nachhinkt. Das „wilde“ Paris hat solche Heimstätten bereits seit dem Jahre 1859 und London seit 1881. Und in dem sich auf die höchste Kulturstufe stellenden Deutschland, das selbst so gern von seiner „Humanität“ reden macht, hat es neun Jahre (seit 1882) gedauert, ehe man sich auf die Pflicht besann, dafür Sorge zu tragen, daß den Müttern geeignete Pflege zu Theil wird. Wir sollten meinen, es wäre das die heiligste Pflicht eines Staates und der Gemeinden.

Aber auch eine weitere Lehre enthält die endlich zur That gewordene Anerkennung der Nothwendigkeit solcher Wöchnerinnen-Asyle, die Lehre, daß die Sozialdemokratie Recht behält mit der Behauptung, alle herrschenden Noth- und Uebelstände müssen und können durch Staatshilfe beseitigt werden. Private Wohlthätigkeitsanstalten sind viel zu wenig umfassend, als daß sie im Stande wären, dem Uebelstand selbst zu heben; nur einem ganz geringen Bruchtheil Nothleidender können solche Privatanstalten augenblickliche Hilfe bringen, aber nichts weiter! Der Staat aber hat die Pflicht für Beseitigung jeden Nothstandes einzutreten, dafür zahlt jeder Staatsbürger Steuern für sich und seine Familie.

Aus unserm „Zeitalter der Humanität“. Lange Jahre hindurch wurde von allen Faktoren der Oeffentlichkeit das Eingreifen des Staates gefordert zur Hintanhaltung der erschreckenden Sterblichkeit der illegitimen (unehelichen) Kinder. Es ist begreiflich, daß der Staat ein hohes Interesse dabei hat, der Kindersterblichkeit entgegen zu wirken, und daß er ganz besonders bei den unehelichen Kindern dies zu thun verpflichtet ist, bei welchen 85 von 100 in den ersten Wochen oder Monaten sterben. Und richtig hat sich der Staat aufgerafft, um dem Unwesen der „Engelmacherer“ zu steuern und zwar auf folgende sehr billige Weise. Die Behörden des ganzen Landes wurden beauftragt, das Kost- (Pflege-) Kinderverwesen strengstens zu überwachen. Ortsbehörden, Kreisärzte u. wurden verhalten, Pflegemütter und Kinder scharf zu kontrolliren und jede Unregelmäßigkeit der strengsten Bestrafung zuzuführen. Für die Mittel hierzu ließ der Staat den lieben Herrgott, oder eigentlich die Ortsbehörden sorgen, welche letztere denn auch nicht versahen, für jedes in die Gemeinde gebrachte, nicht dorthin zuständige Kind sich vor Allem 10 fl. bezahlen lassen, um für die Verbringungskosten gedeckt zu sein. Da die Mütter solcher Kinder dieselben aus leicht begreiflichen Gründen eher überall anders hinschicken als in ihre Heimath, so müssen diese Armen, welche sich auf solche Art ihrer Kinder entledigen müssen, um als Diensthöten oder sonstwie ihren Erwerb zu suchen, außer dem monatlichen Pflegegeld, das beinahe die Höhe ihres Monatslohnes ausmacht, auch noch die Lasten der betreffenden Gemeinde tragen helfen, wo ihr Kind dem Tode entgegen geht. Bleibt das Kind dennoch am Leben, dann sind eben die 10 fl. gewissermaßen eine Kurtaxe dafür, daß der arme Wurm dort — Lust schnappt.

So erfüllt der Staat seine Aufgabe als Vorbeugung auf Kosten der Ärmsten der Armen; das Gelingenste dabei ist, daß die Kindersterblichkeit trotz dieser — großartigen Aktion nicht abgenommen hat.

Arbeiterbewegung.

Aus Leipzig schreibt man uns unterm 2. November: „Nachdem vor acht Tagen die auf Ausschüsse stehenden Seher, Drucker und Arbeiterinnen, circa 100 an der Zahl, die Arbeit sofort verlassen, haben heute 590 Seher, 114 Drucker und 210 Arbeiterinnen die Arbeit nicht wieder aufgenommen. Nächsten Sonnabend wird eine annähernd gleiche Zahl (diejenigen Arbeiter und Arbeiterinnen, welche vierzehntägige Kündigungszeit hatten) nachfolgen. Der Geist unter den Streikenden ist ein guter; gemeinschaftliche Ausflüge erhöhen die Stimmung. — Am vorigen Freitag wurde in 10 Schriftgießereien von 131 Gießern und 86 Arbeiterinnen gekündigt, weil ihnen ihre Forderungen nicht bewilligt wurden.“

Die Bewegung der Berliner Buchdrucker hat einen ernsthaften Charakter angenommen, indem alle ohne Kündigung stehenden Gehülften, Hülfсарbeiterinnen und Hülfсарbeiter dem Beschlusse der letzten allgemeinen Versammlung einmüthig Folge leisteten. Mehr denn 1000 derselben verließen ihre Plätze, weil die Forderungen nicht anerkannt wurden. Bis zu dieser Woche haben hier 41 Firmen mit 634 Gehülften die Forderungen der Gehülften anerkannt; das Hülfpersonal, welches sich in den meisten Fällen an der Bewegung beteiligte, ist in diesen Zahlen nicht einbezogen. Die auf Kündigung stehenden Gehülften bedauerten lebhaft, nicht mit ihren Kollegen zusammen herausgehen zu dürfen. Der Zugang ist ein so geringer und der Zusammenhalt der Gehülften ein so vorzüglicher, daß die Buchdrucker voller Vertrauen der Einführung des Neunstundentages entgegenzusehen können. Bedauerlicherweise stellt sich auch die Polizeibehörde in den Dienst der Unternehmer. Trotz Gewerbeordnung und Arbeiterschutz werden jetzt die Lehrlinge in unverantwortlicher Weise ausgenutzt, indem dieselben Tag und Nacht beschäftigt werden, z. B. sollen in der Reichlichen Hofbuchdruckerei in Rixdorf, wo 10 Gehülften ihre Plätze verließen, die Lehrlinge von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr, in einem Berliner Geschäft von Morgens 7 bis Nachts 4 Uhr arbeiten. In einem anderen Geschäft hat man sogar einen Lehrling, der, nachdem kaum die rechte Hand geheilt war, die linke Hand sich gequetscht hatte, ohne völlig gesund zu sein, zur Arbeit herangezogen; einer Punktirerin bot man in demselben Geschäft für eine Ueberstunde 10 Mk., den Sehern für über Mittagarbeiten 30 Mk., und der Geschäftsführer verschmähte es nicht, die Dienste einer Hülfсарbeiterin zu verrichten.

Die Berliner Buchdrucker werden von ihren Forderungen kein Jota ablassen, die Begeisterung wird so anhaltend sein, daß über kurz oder lang der Arbeiterschaft die frohe Kunde wird: „Die Buchdrucker haben den Neunstundentag.“

Herr Philipp Schmitt betonte in einer sehr stark besuchten Versammlung, daß der neunständige Arbeitstag jetzt, und sollte der Kampf den ganzen Winter hindurch dauern, unter allen Umständen errungen werden müsse, wolle sich die Buchdrucker nicht in den Augen der ganzen Arbeiterschaft lächerlich machen. Wäre den Gehülften seiner Zeit in Leipzig die Verkürzung der Arbeitszeit um eine halbe Stunde ohne Kampf garantiert worden, so hätte man dies als Abschlagszahlung angenommen. Jetzt, wo die Prinzipale garnichts bewilligen wollen, müsse auf der Forderung des neunständigen Arbeitstages bestanden werden. Der Redner zweifelte nicht, daß die Bewilligungen sehr bald zahlreicher als bisher einlaufen würden.

Vereine und Versammlungen.

Wien, Sonntag, den 25. Oktober fand die erste „freie Arbeiterinnen-Versammlung“ hier statt. Ins Bureau wurden die Genossinnen Grubinger, Spielmann und Kreuzer gewählt. Genossin Dvoretzky referirte über „die Lage der Arbeiterinnen“ in ausführlicher Weise, indem sie das Elend der Arbeiterfamilie, den Kampf ums Dasein einer Arbeiterin darlegte. Sie forderte zur Organisation auf; besonders die arbeitenden Frauen und Mädchen sollten sich den Fachvereinen anschließen. Zum Schluß empfiehlt die Rednerin den Frauen den Anschluß an die sozialistische Arbeiterpartei; wenn die Frauen auch noch kein Wahlrecht hätten, dürfte es ihnen doch nicht gleichgültig sein, wer die Vertreter des Volkes seien, welche im Parlament von der Frauenfrage sprechen. Diese würde ihre Lösung einzig und allein durch die Lösung der sozialen Frage finden. Es wurde dann ein Begrüßungsschreiben der Genossin Rohrlach-Berlin verlesen, welche ihre Freude ausdrückt, daß auch in Wien sich die Arbeiterinnen ausbreiten und sich ihre Menschenrechte zu erobern. In der Diskussion bespricht Genossin Grubinger die Lage der Putzmakerinnen und Verkäuferinnen, wie diese beinahe noch schlimmer ausgebeutet werden, wie die Fabrikarbeiterinnen, da sie ihre Lehrjahre als Ausläuferinnen verbringen müssen, gut gekleidet gehen sollen und dann einen Lohn von 60—70 Kreuzer erhalten. Sie schließt mit den Worten: „Zeigen wir, wenn man uns auch bisher das schwache Geschlecht nannte, daß wir stark sein können durch unsere Organisationen, denen Alle beitreten sollen“. Die Verhältnisse in den Arbeitsbetrieben sind anders geworden, wo früher 30 Arbeiter und 10 Arbeiterinnen beschäftigt waren, sind heute 10 Arbeiter und 60 Arbeiterinnen. In einer Spinnererei sind 700 Frauen und 200 Männer beschäftigt, so macht sich der Fabrikant die billige Frauenarbeit zu Nutze. Genug sei es an der großen Zahl, welche untergegangen seien infolge der schlechten Löhne; die Frauen und Mädchen, welche die Sozialdemokratie als helfende Macht anerkennen, die sollen sich aufraffen und den weiteren Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen entgegen treten. Aber nicht wie die Damen der bestehenden Klassen wollen wir kämpfen gegen die Männer, sondern indem wir diesen als unseren natürlichen Bundesgenossen die Hand reichen und mit ihnen kämpfen zur Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes. Genossin Flur dankt, daß man auch der schlecht gestellten Spinnerinnen gedacht habe und wünscht, daß auch in Floridsdorf einmal eine solche Versammlung abgehalten werde. Genossin Schabensfelz meint, es sei nicht nur gegen den Fabrikanten als Ausbeuter vorzugehen, sondern auch besonders gegen Meister und Aufseherinnen sei anzukämpfen, wenn sie sich als „Antreiber“ gebrauchen lassen und womöglich darauf ausgehen, daß ihnen Geschenke gegeben werden, wenn die Arbeiterinnen die Arbeit behalten wollen. Auch wird kritisiert, wie besonders Meister darauf ausgehen die Mädchen sich willfährig zu machen, indem sie ihnen besseren Verdienst in Aussicht stellen. Zum Schluß wird der Arbeiterinnenbildungsverein empfohlen und werden die sehr zahlreiche Anwesenden ersucht, für die demnächst erscheinende Arbeiterinnenzeitung rege zu agitiren, sowie jederzeit unter der Fahne der Sozialdemokratie gegen die Unterdrücker zu kämpfen.

Cassel, 25. Oktober 1891. Vergangenen Montag, den 18. Oktober fand im Saale des Herrn Lohmann im Wolfsanger eine öffentliche Versammlung für alle in der Textil-

Branche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen statt, in welcher Frau Hermine Farchmin aus Gera über die wirtschaftliche Lage des arbeitenden Volkes in geistiger und sittlicher Beziehung referirte. Aufknüpfend an die Feier des 1. Mai und deren Bedeutung für die gesammte Arbeiterschaft der Welt, schilderte Rednerin die wirtschaftlichen Verhältnisse der arbeitenden Klassen in wahrhaft ergreifender Weise, zugleich den Weg zeigend, auf welchem diese schlechte Lage zu verbessern ist, namentlich durch eine gute geschlossene Organisation. Nach Beendigung des etwa einstündigen Vortrages, welcher häufig von Beifallsbezeugungen unterbrochen wurde, kam folgende Resolution zur einstimmigen Annahme:

„In Erwägung, daß die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen im höchsten Grade bedauerlich ist, indem durch die überlange Arbeitszeit und die nicht genügenden Löhne Krankheiten überhand nehmen und die normale Lebensdauer immer kürzer wird; in Erwägung, daß innerhalb der heutigen Wirtschaftlichen Ordnung von einer wahrhaft sittlichen Erziehung keine Rede ist, indem einerseits den Eltern Zeit und Energie fehlen, andererseits die ganzen Velleinrichtungen im Interesse der besitzenden Klassen eingeführt, die Nächstenliebe ausschließen; in weiterer Erwägung, daß die arbeitende Bevölkerung, welche alle Mehrwert schafft, in jeder Weise von der besitzenden Klasse ausgebeutet und unterdrückt wird, erklärt die heutige Versammlung die Zustände der heutigen Gesellschaft für im höchsten Grade ungerecht und verpflichtet sich die Anwesenden zur energischen Bekämpfung dieser Einrichtungen. Die arbeitende Bevölkerung kann nur von sich selbst ihr Heil erwarten, und da sie die Mehrheit im Staate bildet, so hat sie auch Macht zur Aenderung. Diese Macht liegt in der Organisation. Als die besten Organisationen bestehen in gewerkschaftlicher Beziehung die Fachvereinigungen, und erwarten die Anwesenden von allen recht denkenden Menschen, daß sie sich diesen Organisationen, welche die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vertreten, anschließen.“

Nach Beendigung des Vortrages, an welchem sich keine Diskussion knüpfte, wurde die Wahl eines Vertrauensmannes vorgenommen, worauf Frau Farchmin in ihrem Schlusswort ihre Freude über den guten Besuch der Versammlung, namentlich von Frauen, aussprach und zu einem festen Zusammenhalten der Genossen beiderlei Geschlechts aufforderte. Mit einem begeisterten Hoch auf die internationale Sozialdemokratie wurde die Versammlung geschlossen.

Zur Gesundheitspflege.

Blutvergiftung ist fast eine stehende Rubrik in den Zeitungen gemorden, und stets sind es geringfügige, nicht weiter beobachtbare Ursachen, die in ihrer Wirkung aber jedoch sehr häufig einen tödtlichen Ausgang, in der Regel aber Amputation zur Folge haben. So brachten die verschiedensten Blätter Berichte über Blutvergiftung, herorgebracht durch einfache Nabelstiche, durch Fischzubereitung, Bleistiftverletzung, Petroleum und andere Kleinsten Ursachen. Diesbezüglich bringt nun die „Berl. Morgenztg.“ einen kurzen Artikel aus der Feder des bekannten Hygienikers Dr. med. H. Larive-Berlin, den wir in gemeinnützigem Interesse hier wiedergeben lassen. Derselbe schreibt:

In der letzten Zeit sind in ganz überraschender Häufigkeit in den Blättern Nachrichten über Blutvergiftungen, die oft einen tödtlichen Ausgang hatten, aufgetreten. In solchen Fällen pflegt sich dann das Publikum eine gewisse angustische Erregung zu verschaffen, um Nervosität zu bewirkenden, die ja dann auch nicht ganz unbegründet erscheint, wenn man sich Augen hält, daß es zur tödtlichen Blutvergiftung schon hinreichen kann, wenn man sich ein wenig an einen alten Nagel oder dergleichen rührt, ein Nadelstich, die kaum Jemand als besonders ängstlich ansehen, im Gegentheil mit einer gewissen Sicherheit Jeder vernachlässigen wird.

Thatsächlich sind es denn auch in allen jenen in der letzten Zeit gemeldeten Fällen solche vernachlässigte kleine Verletzungen gewesen, welche in ihren ganz unvorhergesehenen Folgen ganze Familien in die unglücklichste Lage gebracht haben. Es ist nun gar nicht die Absicht dieser Zeilen, das Publikum übermäßig zu machen, sondern es soll nur ein Rath ergehen werden, den ich den Lesern dieses Blattes schon im vorigen Jahre einmal gab, und der, wie ich zu meiner Befriedigung mich überzeugen durfte, in weiten Kreisen gerne und mit dem Gesäße Annehmlichkeit befolgt wird. Vergessen wir doch nie, daß ein großer Theil aller Lebenslust ganz unzweifelhaft darin besteht muß, überhaupt nicht krank zu werden. Das ist nun aber eine Kunst, die man selber üben muß, die man nicht dem Arzte überlassen kann und darf, ganz abgesehen davon, daß nicht jeder der Lage ist, sich einen Leibarzt zu halten, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet. Krankheiten zu verhüten, das ist, wie der Minister v. Goplner beim Medizinischen Kongress ganz richtig sagte, jetzt die Hauptaufgabe.

Ja, wird mir der Leser entgegenhalten, wie soll ich mich Blutvergiftung verhüten? Wie soll ich z. B. „verhüten“, wenn an einem alten Nagel zu verlegen? Nun, ganz so verlegen braucht man um die Antwort nicht zu sein. Zunächst Vorsicht, nicht zu hühlig! Dann wird man gerade diese kleinen Verletzungen, die auch durch das Eindringen von Staub und Schmutz — denen immer Bakterien sind — verhängnisvoll werden können, vermeiden. Hat man aber doch einmal das Unglück, sich zu verletzen, so spiele man nicht den starken Mann, der nichts spürt, sondern reinige sofort auch die kleinste Wunde, zunächst mit klarem Wasser und dann mit einer Lösung irgend eines desinfizirenden Mittels in Wasser, wobei aber der Laie die giftigen Mittel, Carboll, Jodoform, Sublimat u. zu vermeiden hat. Man bebiene sich ausschließlich, wie das heute auch schon die Mehrzahl der Ärzte, namentlich in der Landpraxis, kann, des absolut ungiftigen Pearson'schen Creolins, das in ganz leichter Lösung genügt.

Spruch.

Wenns einem Narren auf dieser Erden Einfallt, als Herr sich zu gebenden, Finden sich Narren jederzeit, Die zum Gehorchen sind bereit.

V. Blüthgen.

Briefkasten.

Wien. Bericht für vorige Nr. zu spät eingegangen. Raumburg. Mit anonymen Briefen schickt man die Frauenemanzipation nicht aus der Welt, ein solcher Blödsinn wandert ohne Jemand weh gethan zu haben, in den Papierkorb.

Programm der sozialistischen Partei Deutschlands.

100 Stück 60 Hg.

Zu beziehen: Berlin, Beuthstr. 2, Exped. des „Vorwärts“. Druck von Fr. Meyer & Hinpeter, Hamburg, Rosenstraße 10.